

GEOFFREY T. BULL

HINTER eiserne Türen



stark und mutig

Hinter eisernen Toren

Geoffrey T. Bull

Band 3 der Jugendbuchreihe »starkundmutig«

gebunden, 352 Seiten

Artikel-Nr.: 256632

ISBN / EAN: 978-3-86699-632-8

Als Missionar ins Innere Tibets, dem »Dach der Welt« – das war der Plan. Doch es kommt anders ... Inmitten stürmischer Zeiten wird Geoffrey T. Bull (1921 – 1999) Zeuge der letzten Tage tibetanischer Unabhängigkeit. Nachdem er bei seinem Aufenthalt im Grenzgebiet von China und Tibet enge Freundschaft mit den Tibetanern hat schließen können, erlebt er nun die rotchinesische Eroberung des »Daches der Welt«. Von den Kommunisten gefangen genommen, kommt er – als Brite unter Spionageverdacht gestellt – auf unbestimmte Zeit in Haft. ...

Wenn Sie ein "echtes" Buch bevorzugen oder diesen Artikel verschenken möchten, können Sie diesen Download-Artikel ggf. auch käuflich erwerben, solange verfügbar.

Besuchen Sie für weitere Informationen bitte folgende Seite: www.clv.de



Christliche Literatur-Verbreitung e. V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

GEOFFREY T. BULL

HINTER
eisernen Toren

starkund**mutig**

1. Auflage 2020 (CLV)

Die Originalausgabe erschien 1955 unter dem Titel *When Iron Gates Yield* im Verlag Hodder & Stoughton, London, die deutschsprachige Ausgabe 1956 unter dem Titel *Am Tor der Gelben Götter* im R. Brockhaus Verlag, Wuppertal.

© der überarbeiteten Ausgabe 2020
by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld
www.clv.de

Übersetzung: Ulrich Wever und Horst Kanitz
Satz: Anne Caspari, Marienheide
Umschlag: Lucian Binder, Marienheide
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Artikel-Nr. 256632
ISBN 978-3-86699-632-8

INHALTSVERZEICHNIS

KRIEG AUF DER HOCHEBENE _____ 10

Einsame Sendung _____ 10

Po feiert den ersten Mond _____ 24

Zusammenstoß der Mächte _____ 38

Konflikt in Batang _____ 52

Tal der Entscheidung _____ 76

Ins Innere Tibets _____ 90

Gast beim Neunten General _____ 104

Gesandter für das Lama-Königtum _____ 116

Die rote Eroberung _____ 128

KRIEG GEGEN DIE SEELE _____ 142

In Haft _____ 142

Gefangener in Batang _____ 156

Im tibetanischen Burgverlies _____ 178

Unter Bewachung durch Xikang _____ 202

Zum Volksgerichtshof _____ 220

Am Leben verzweifelt _____ 234

Im Gefängnis für Gegenrevolutionäre _____ 262

In der Schlangengrube _____ 280

Zwangsjackenbehandlung für Gesunde _____ 306

Wenn eiserne Tore nachgeben _____ 334



Vorwort des Verlags

Als der kommunistische Führer Mao Tse-tung am 1. Oktober 1949 die Volksrepublik China ausruft, befindet sich Geoffrey T. Bull bereits seit über zwei Jahren in dem Land, das zu jener Zeit schwere Unruhen durchleiden muss. Chinas bisherige Nationalregierung der Kuomintang muss sich nach Taiwan zurückziehen, während die Volksbefreiungsarmee der Kommunisten mehr und mehr den Sieg davonträgt.

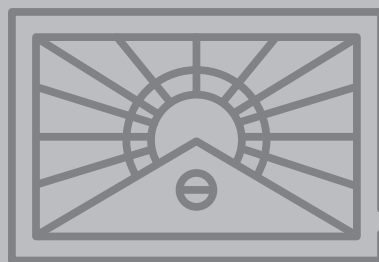
Den englischen Missionar zieht es dorthin, wo er sich von Gott hinberufen spürt: nach Tibet. Das »Dach der Welt«, das bisher zwar mit China verbunden, aber de facto unabhängig war, wird nun von den kommunistischen Truppen eingenommen. Im Mai 1951 wird zwischen Vertretern der tibetischen und chinesischen Regierung ein Abkommen zur »friedlichen Befreiung Tibets« unterzeichnet.

Bull, der sich während dieses Umbruchs mitten in Tibet befindet, wird als Ausländer unter Spionage-Vorwurf verhaftet und erfährt im Gefängnis die Methoden der berüchtigten »Gehirnwäsche«. Doch er weiß sich geborgen in der Hand Gottes und erlebt, wie aus seinem Gottvertrauen große Kraft strömt und allein sein Glaube an Jesus Christus ihn bewahrt hält.

ERSTER TEIL

KRIEG AUF DER HOCHEBENE

EINSAME SENDUNG



*»Doch ich muss heute und morgen und
am folgenden Tag weiterziehen.«*

LUKAS 13,33

Grau lag der Himmel über dem Tal, dessen weit ausgestreckte, mit Fichten bestandene Arme hoch aufragten, als wollten ihre Höhen – zerklüfteten, felsigen Fingern gleich – nach Wolken und Nebel greifen. Ungemütlich, in bizarren Formen, aber erhaben in seiner Einsamkeit, dehnte sich das Land. Nur weit in der Ferne sah man einen Pfad sich durch dunkle Wälder winden und schließlich über einen grasigen Bergrücken in Richtung Westen führen. Diesem Pfad galt mein Blick.

Wie angewurzelt stand ich da und sah einer Reitergruppe nach, die sich langsam auf jenen weltabgelegenen Pass zubewegte. Schwächer und schwächer wurde der Klang der Pferdehufe. Bald erreichten die scheidenden Reiter eine tiefe Bergschlucht und verschwanden meinen Blicken. Doch lange, lange noch blieb ich jener Richtung zugewandt. Ich hatte Abschied genommen von meinem Mitarbeiter George und dessen Begleitern und stand nun einsam und allein in diesem äußersten Land der Welt. Noch einmal sah ich über Klüfte und Höhen, sah zu dem mächtigen Talkessel hin, hinter dem der beinahe legendäre »Fluss des Goldenen Sandes«¹ nach Westen strömte. Hinter ihm lag das geheimnisvolle Land Tibet.

1 *Jinsha Jiang* oder »Fluss des Goldenen Sandes«: Oberer Nebenfluss des Jangtsekiang.

Eine seltsame Leere und Verlassenheit überkam mich. Mein nächster europäischer Nachbar war 21 Tagereisen von mir entfernt, und der Weg zu ihm führte durch hoch gelegenes Nomaden- und Banditengebiet. Meine einzigen Genossen waren Menschen des tibetanischen Volkes, zu denen ich als Missionar gesandt war. Ich hätte einen tatkräftigen Mitarbeiter in unmittelbarer Nähe gut gebrauchen können, aber wir waren beide zu der Überzeugung gekommen, dass wir diese satanische Festung mit Gottes Hilfe wohl in gemeinsamer Arbeit erobern, aber von getrennten Wirkungskreisen aus angreifen und berennen mussten.

Endlich unterbrach die Stimme Pangda Dopgyays, des »Herrschers des Tales«, mein schweigendes Nachdenken.

»Wollen Sie den Grauen reiten?«, fragte er und rief mich damit in die raue Wirklichkeit zurück.

Diese Frage war wohl ein Scherz, denn dass ausgerechnet ich dieses schneidige, überaus feurige Tier übernehmen würde, daran war nicht zu denken. Es hätte Selbstmord für mich bedeutet, oder zumindest hätte meine Ungeschicklichkeit mich vor den Tibetanern unmöglich gemacht. Mein Freund George hatte dieses temperamentvolle Pferd zurückgelassen, und außer diesem Tier stand nur noch Bundis Streitross zur Verfügung. Bundi, ein großer, stämmiger und gutmütiger Bursche, war der Hauptmann der örtlichen Miliz und sehr stolz auf sein Schlachtross.

»Sie können gern mein Pferd reiten, wenn Sie wollen!«, sagte er mit einem verschmitzten Augenzwinkern.

Das hieß, einen Löwen gegen einen Tiger einzutauschen, während alles, was ich meistern konnte, eine Katze war! Aber was half es! Es gab im Augenblick keine andere Möglichkeit für mich,

als die Blamage einzustecken, in der Hoffnung, dass ich eines Tages doch noch Gelegenheit finden würde, mir die Hochachtung meiner tibetanischen Freunde zurückzugewinnen. So kletterte ich auf das Schlachtross, während ein junger Bursche die Zügel ergriff und mich langsam zurück ins Dorf führte.

Dieser Ritt war nicht angenehm. Es war Januar, und die Felder waren hart gefroren. Scharf schnitt uns die eisige Winterluft ins Gesicht. Der Junge und ich stolperten langsam vorwärts. Keiner sprach ein Wort.

Ich dachte zurück. Fast drei Jahre waren vergangen, seit George und ich in Shanghai gelandet waren. Das große Menschengewühl dieser Weltstadt hatte uns erschreckt, und besonders ein Bild war es, das uns vor allen anderen bewegt hatte und nicht aufhörte, uns zu verfolgen: kleine Kinder, die, in schmutzige Lumpen gewickelt, auf der Straße lagen und sich selbst überlassen waren.

Und dann war da jener letzte Abend, den ich niemals wieder vergessen werde. Wir stiegen an Bord des großen Flussschiffes. Ein schwaches Licht war tapfer bemüht, die überfüllte kleine Kabine zu erleuchten. Vier Kojen waren zu erkennen, vier Missionare und ein riesiger Berg Gepäck – das Ganze in einem Raum von der Größe eines Kohlenlochs.

Von draußen drangen flackernde Lichter zu uns herein und die unheimlich wirkenden Rufe der Kulis, die mit langen Bambusstangen ihre Fracht, riesengroße Ballen, auf das Schiff dirigierten. Dazu ein unbeschreibliches Durcheinander von Menschen, Tieren und Dingen und ein kaum auszuhaltender Gestank! Und immer noch wurde die Menschenmasse zwischen den Decks dichter zusammengepfercht. Sie bot einen traurigen Anblick.

In der Enge unseres Kabinenlochs waren wir still geworden zum Gebet. Würden wir unseren Kurs halten können, unseren Auftrag erfüllen? Ganz China lag vor uns und im fernen Westen Tibet, das Land unserer Berufung! Würden wir Christus treu bleiben und die Schlacht gewinnen?

Trotz unserer Gebete blieben wir erwartungsvoll beklommen. Aber da drang eine wunderbare Stimme in diese dumpfe Beklommenheit. Es war Con Baehr, der jetzt zu singen begann. Lange, lange noch sollte der Klang dieser Stimme auf meinem Weg der Tränen, von dem ich da noch nichts ahnte, mit mir gehen, besonders dieses eine Lied:

*»Deiner Dornenkrone bringe
ich Preis und Ehre dar,
dass meine Seele ewig singe:
Führ mich nach Golgatha!
Der Kelch, den du für mich genossen,
das Blut, das du für mich vergossen,
das Leben, das für mich entsprossen,
führt mich nach Golgatha.«*

Gemeinsam mit George Patterson war ich nach einer kurzen Zeit des Sprachstudiums in Zentralchina endlich in Kangding, der damaligen Hauptstadt der Provinz Xikang, angekommen. Dort blieben wir eineinhalb Jahre zusammen, lernten Tibetisch und knüpften wertvolle Verbindungen zu den zahlreichen Tibetanern, die in jenem Distrikt lebten. Auch die Pangda-Brüder hatten wir dort getroffen, mächtige tibetanische Fürsten und begeisterte Nationalisten. Auf ihre Einladung hin waren wir

fünf- bis sechshundert Kilometer westwärts über die tibetani-
sche Hochebene nach Po² gezogen, wo sich ihre Bergfestung be-
fand, nicht weit vom Fluss des Goldenen Sandes entfernt.

Der »Große Fluss«, wie er von den Tibetanern genannt wird,
ist in Wirklichkeit einer der oberen Nebenflüsse des Jangtse³. Zu
jener Zeit, es war 1949/50, bildete er die politische und militäri-
sche Grenze zwischen dem Gebiet von Tibet, das von der *Kuo-
mintang*⁴ kontrolliert wurde, und jenem anderen Teil des Landes,
der der *Lhasa-Regierung* unterstand. Lhasa hatte seine eigene Ar-
mee und Verwaltung und hielt sich China gegenüber möglichst
unabhängig. Während der Kommunismus im eigentlichen Chi-
na an Boden gewann, trat diese Unabhängigkeit immer deutli-
cher hervor, und die Tibetaner aus dem Xikang-Gebiet sehnten
sich ebenfalls danach, das kommunistische Joch, das zum Teil
ohnehin nur noch dem Namen nach bestand, ganz abzuwerfen.
Von diesem Grenzgebiet aus hofften George und ich in das Herz
des eigentlichen Tibets vorzustößen.⁵

Wie lange lag es nun schon zurück, dass wir Shanghai verlas-
sen hatten! Drei Jahre! Und während dieser drei Jahre hatten wir
Gottes wunderbare Führungen gemeinsam erlebt. Wir hatten

2 Po: Heute vermutlich *Bomixiang*.

3 *Jangtsekiang* oder *Chang Jiang*: Mit 6380 Kilometern der längste Fluss Asiens und dritt-
längster Fluss der Welt.

4 *Kuomintang* (»Nationale Volkspartei Chinas«): Mächtigste Partei Chinas von 1928 bis
1949, gegründet von Sun Yat-sen und ab 1925 geführt von Chiang Kai-shek; nach dem
gegen die Kommunistische Partei Chinas verlorenen Bürgerkrieg 1949 nur noch auf
Taiwan.

5 Der tibetische Kulturraum ist zu jener Zeit unterteilt: Das eigentliche, innere Tibet un-
tersteht der Regierung in Lhasa; einige »Außengebiete« unterstehen China (u. a. in der
Provinz Xikang), Indien, Nepal und Bhutan.

erfahren, wie er alle Schranken, die sich immer wieder vor uns aufbauten, überwand, wie er aus jeder Not half und seine Verheißungen Tag für Tag aufs Neue erfüllte. In dem Bewusstsein, von ihm gesandt und von ihm beauftragt zu sein, waren wir gerade zu diesem kritischen Zeitpunkt durch ganz China gereist, Hunderte von Kilometern tief in das von Tibetanern bewohnte Land. Ja, gerade auch im Umgang mit den Behörden hatte er uns viel Verständnis und Entgegenkommen geschenkt. Und nun war George auf dem Weg nach Indien. Die Lhasa-Regierung hatte genehmigt, dass er mitten durch Südosttibet ziehen könnte – eine Antwort auf nie ermüdendes Flehen und Beten.

Geduldig trottete mein Pferd voran. Nur noch einen Steinwurf weit und wir würden im Dorf sein. Die gedrückten, festungsähnlichen Häuser, die an den Ufern des Mühlbaches standen, sahen ungepflegt und schmutzig aus. Grau hoben sie sich von dem Hintergrund lichter Berghänge ab. Von den Vorsprüngen der flachen Dächer flatterte hier und da ein Gebetsfähnchen, als erhöbe es sich gegen einen unsichtbaren Feind. Zwischen zerfallenen Steinmauern lagen zerhackte Stücke Brennholz wahllos auf den kotübersäten Höfen, und die Hunde liefen bei unserem Einzug bellend herbei und fletschten ihre Zähne.

Wir ritten die Hauptstraße entlang, die sich zwischen den einzelnen Häusern mehr zufällig als beabsichtigt gebildet hatte, und kamen an die Holzbrücke, die über den Mühlbach führte. Am Rand des Wassers lag ein großer schwarzer Stein, auf dem die kräftigen Arme der Hausfrauen ihre zerlumpten Kleider sauber stampften und schlugen. Lustige kleine Schelme, mit dreckigen Gesichtern und ärmlich in Schaffelle gekleidet, sahen von ihrem Spiel zwischen den Abfallhaufen auf. Ihre Lieblingsbe-

schäftigung war, mit Steinen zu werfen, wobei sie mit untrüglicher Sicherheit jedes ins Auge gefasste Ziel erreichten.

Nun führte die Straße höher hinauf. Sie wurde zu einem Weg, der zu dem großen weißen Herrensitz des Pangda Dopgyay und seiner Familie führte. Als Fürst hoher Herkunft und Herr seines Rittergutes herrschte er von dieser Burg aus weit über das Land.

Pangda Dopgyay galt als einer der mächtigsten Fürsten. Seine Lehensherrschaft erstreckte sich auf fast alle Bewohner, auf das weit ausgedehnte Nomadenland, auf die urbaren Täler und auf das Wegerecht. Das dreistöckige Gebäude aus weiß gekalkten Mauern mit geordneten Reihen hoher trapezförmiger Fenster, die etwa sieben Meter über dem Boden begannen, beherrschte den Hof, in den wir nun eintraten. Zahlreiche Jagdhunde verkrochen sich vor der drohenden Peitsche, während der zahme Hirsch, ein riesiges Tier mit einem Prachtgeweih, uns vom Eingang seines Stalles aus königlich herablassend nachsah.

Ich überquerte den Hof, und nachdem ich auf das sonnengebrannte Tondach geklettert war, das den Eingang zu den halb unterirdischen Schuppen unseres Hausherrn bedeckte, stand ich vor dem Eingang unserer kleinen Blockhütte. Ga Ga, meinem Diener, gelang es endlich, das ausländische Vorhängeschloss zu öffnen, und ich trat in unser vorübergehendes Heim.

In der offenen Feuerstelle glommen noch die Holzscheite. Ein grauer, rußiger Rauch stieg auf und suchte sich langsam seinen Weg durch die dafür vorgesehene Öffnung im Dach. Wie viel von dem Rauch und Ruß überhaupt den Weg durch jene kleine quadratische Öffnung in dem mit Lehm verschmierten Putzwerk hinaus ins Freie fand, blieb immer eine ungeklärte Frage. Die ehemals weißen Blätter der Bücher auf den primitiven Regalen,

die nur mangelhaft an den horizontal laufenden Fichtenstämmen befestigt waren, hatten längst eine schmutzig-gelbe Farbe angenommen, und die Stämme oberhalb der Feuerstelle waren dick verkrustet mit Ruß und Teer.

Der Qualm dieser Hütte biss schmerzhaft in die Augen, während ich auf das einzige etwa dreißig mal dreißig Zentimeter große Fenster zuing und die Lade aufriss, die nicht nur zum Verschließen des Fensters, sondern auch als Unterlage zum Zerschneiden von Yakfleisch⁶ diente. Sogleich zog der Rauch in Fetzen davon, und die Luft im Raum wurde besser.

Deutlich sah man nun die zusammengelesenen Möbelstücke. Vor der Tür waren einige mit Yakhaut bespannte Kisten aufgestellt, die uns als Vorratskammer dienten. Links davon stand eine weitere Kiste als Medizinschrank. Daneben hing altes Sattelzeug. Dort, wo sich die Feuerstelle befand, lagen angeschwärzte Töpfe und Bratpfannen über den Boden verstreut. Alles war noch genauso, wie wir es verlassen hatten – und doch war etwas anders geworden. Ich sah auf die zwei niedrigen, aus groben Planken gezimmerten und mit Teppichen bedeckten Schlafstellen und wusste, was anders geworden war: Noch vor einer Stunde war George bei mir – jetzt war ich allein.

Und was für eine Welt war das, in der ich stand! Von Osten her überrannten die revolutionären Horden Rotchinas alles, was vor ihnen lag. Im Westen ächzte unter dem Druck der Hand des Allmächtigen das rostige, lang verriegelte Tor Tibets in seinen Angeln. Ganz Zentralasien atmete eine Luft satanischer Macht, voll

6 *Yak*: Indisch-tibetanisches Hausrind.

von Aberglauben und Intrigen. Und Gott hatte mich dazu bestimmt, allein zu stehen an dieser Schwelle der Krisen.

Aber da half kein Trauern und Träumen – die Arbeit musste beginnen! So sagte ich denn eines Morgens zu Ga Ga: »Sattle den Grauen! Es wäre doch gelacht, wenn ich mit dem nicht fertigwürde!«

Ich wusste nur zu gut, wie sehr meine Aufnahme bei den Tibetanern von meinen Reitkünsten abhing. Und niemand war von diesem rauen Bergvolk so verachtet wie jemand, der sich darin feige zeigte. Obwohl ich im Gewühl des Londoner Stadtverkehrs aufgezogen worden war, erreichte ich doch das Unmögliche, wobei sich wieder einmal zeigte, dass mehr als durch allen anderen Kraftaufwand durch die Kraft des Gebets erreicht werden kann. Und so sah ich die endlich doch erreichte Zähmung des Grauen als Ja Gottes zu meinem Weg und Auftrag an.

Im Dorf war man jetzt eifrig mit den Vorbereitungen zu den Neujahrsfestlichkeiten beschäftigt. Gerstenbier wurde gebraut und große Mengen Mais geröstet. Billige chinesische Seide in den schreiendsten Farben wurde für die Festtage zum Kauf angeboten. Viele der ärmeren Leute kamen zu mir, um mich zu fragen, ob ich ihnen für diese große Feier nicht ein Hemd leihen könne.

Nach einem meiner Übungsritte suchte ich unseren Hausherrn auf. Ich hatte das Pferd angebunden und ging an den stehenden Jauchepfützen vorbei in dessen höhlenähnliche Wohnung aus Lehm und Stein. In dem durchräucherten Verlies wurde ich nun von Pa Shamba lächelnd und mit einer Tasse Buttermilch empfangen. Sein von den Jahren gekennzeichnetes Gesicht faltete sich vor Freude, als er mich bat, auf ein paar Schaffellen Platz zu nehmen.

Wir hatten erst wenige Worte gewechselt, als sich eine alte Tibetanerin zu uns gesellte. Ihr Gesicht war runzelig wie ein Apfel aus dem vergangenen Sommer. Ihr Haar glänzte stahlgrau und war aufgrund irgendeines buddhistischen Gelöbnisses kurz geschnitten wie das Haar eines Ordensschülers. Bald kam auch Pa Shambas Tochter noch zu uns. Sie war der Sklave der Familie, sah immer verrußt und ungepflegt aus, war jedoch stets voller Freude. Wir schlürften nun gemeinsam die fettige, aber recht erfrischende Flüssigkeit.

Plötzlich drehte sich der Alte nach mir um und murmelte in vertraulichem Ton: »Ich möchte gern eine Frage an Sie richten, die ich den Lama-Burschen nicht so ohne Weiteres stellen kann. Würden Sie mir wohl antworten?« Doch ohne meine Entgegnung abzuwarten, fuhr er mit steigendem Ernst fort zu sprechen und brachte schließlich zu meinem nicht geringen Erstaunen die Frage heraus: »Wie groß ist eines Menschen Seele?«

Ich sah in das Feuer und dann in das pergamentene Gesicht meines Gegenübers.

»Eine Seele«, antwortete ich ruhig, »wird gemessen wie der Wind, nicht nach ihrer Länge oder Breite oder nach ihrer Höhe, sondern nach ihrer Kraft. Nur dadurch, dass eine Seele mit dem ewigen Geist des lebendigen und wahren Gottes in Verbindung kommt, kann sie wachsen und jedes Ausmaß annehmen.«

Ich schwieg. Ein anderer Satz fiel mir ein, über den ich schon viel hatte nachdenken müssen: »Die Hölle ist keine Ausdehnung, sie besteht aus kleinen verdorbenen Seelen.« Und ich stellte mir vor, dass der Feuersee, wenn wir ihn materiell betrachten, nicht größer ist als ein Stecknadelkopf, und doch wird er in der Lage

sein, all die Millionen Seelen aufzunehmen, die zusammengeschrumpft sind in der Entfremdung von ihrem Schöpfer und Erlöser.

Ich sprach auch diese Gedanken aus. Der Alte wurde nachdenklich, und wir brachen das Gespräch ab. Ich überlegte mir, wie viel von meinen Worten Pa Shamba wohl verstanden haben mochte und wie groß meine eigene Seele wohl sein könnte.

Aber nicht nur durch Reitübungen und tiefsinnige Gespräche, auch in anderer Hinsicht stellten die ersten Tage, die ich allein war, große Anforderungen an mich. Ein Holzhacker kam zu mir, dessen Kniescheibe durch einen Axthieb von oben bis unten gespalten war. Ein anderer kam mit einer syphilitischen Wunde und bat um Behandlung. Ein Brustgeschwür, das George unmittelbar vor seiner Abreise erfolgreich gestochen hatte, musste neu verbunden werden. Bei meinen sehr geringen medizinischen Kenntnissen konnte ich mich gar nicht auf meine eigene Kraft verlassen, sondern war ganz auf Gott gestellt. Und Gott half mir durch. Ein paar Stiche zum Zusammenziehen einer Wunde, ein paar Tabletten oder Umschläge wirkten Wunder, und diese Erfolge brachten mir Achtung und Zutrauen von unermesslichem Wert.

Und noch etwas half mir bei meinem Dienst.

Abends war der enge Raum unserer Blockhütte manchmal gedrängt voll von Menschen. Sie hockten oder knieten auf dem Fußboden, andere saßen mit überkreuzten Beinen und pafften aus langen Pfeifen, wieder andere machten es sich, so gut es ging, auf Kisten oder meinem armseligen Bett bequem – alle aber waren wie verzaubert und lauschten bei dem unruhig flackernden Schein der Butterlampe dem »Wunder aller Wunder«: einem

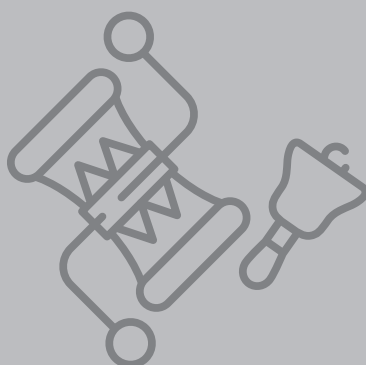
Grammofon. Sie ließen Ga Ga kaum Zeit, die Platten zu wechseln oder eine neue Nadel einzusetzen!

Unser Programm bestand aus einer Auswahl geistlicher Lieder amerikanischer Herkunft und Lhasa-Duetten, die uns Pangda Dopgyay freundlicherweise zur Verfügung gestellt hatte. Von Zeit zu Zeit, wenn die fremden Worte und Melodien erklangen, konnte ich den Leuten in ihrer Sprache die Bedeutung erklären, was mich ihnen ein gutes Stück näherbrachte. Diese Abende waren Stunden des wachsenden inneren Kontaktes mit diesen Menschen.

Es war ein eigenartiges Gefühl, diese Bauern und Nomaden so dasitzen zu sehen mit ihrem wilden, zerzausten Haar, ihren harten, von Wind und Wetter gezeichneten Gesichtern, aus denen ein starker, trotziger Wille sprach. Dazu die groben Kleider aus schweren, fettigen Schaffellen oder selbstgewebtem Tweed, zu allem die seltsame Atmosphäre dieses gespenstisch erleuchteten Raumes – das alles stand wie in unüberbrückbarem Gegensatz zu der Herzlichkeit und Offenheit, mit der man mir als Fremden begegnete, vor allem auch zu den frischen, rotbackigen Gesichtern und den zutraulich strahlenden Augen der Kinder.

An solchen Abenden habe ich dieses Volk in ganz besonderem Maße lieb gewonnen.

PO FEIERT DEN ERSTEN MOND



*»Und es geschah bei der Rückkehr des Jahres,
zur Zeit, wenn die Könige ausziehen ...«*

2. SAMUEL 11,1

Wenige Tage vor Beginn der großen Festlichkeiten traten kaum noch Besucher in unsere Hütte, und Ga Ga und ich zogen uns abends früh zurück. Draußen waren es vermutlich nur wenige Grad über null, aber trotzdem wagten wir nicht, unser Feuer stark zu schüren. Vor Wochen hatte sich nämlich beinahe ein Brand entwickelt. So deckten wir uns gut mit Fellen zu, warfen noch einen Blick auf die Butterlampe, die gerade im Begriff war auszubrennen, und wünschten uns Gute Nacht.

Plötzlich horchten wir auf. Vom Hof her klangen lebhaft Schritte. Wer konnte das wohl zu dieser Stunde noch sein? Vorstellungen von sterbenden Menschen, von Unglücksfällen oder – was für mich am schlimmsten war – von einer komplizierten Geburt schossen mir durch den Kopf und machten mich hellwach.

Schon wurde auch an die Tür geschlagen. Dumpf dröhnend hallte es durch den Raum. Dann folgte ein unverständlicher tibetanischer Ruf.

Ga Ga sprang auf und öffnete vorsichtig.

Aber ein eisiger Windstoß riss ihm die Tür aus der Hand, und eine kleine, behände Gestalt huschte ins Innere der Hütte.

Es war Aku, der nepalesische Diener Pangda Rapgas, und erleichtert aufatmend hieß ihn Ga Ga willkommen.

Dieser Nepalese war viel kleiner als die Tibetaner, sein Gesicht war ausdrucksvoller und seine Bewegungen flink und bestimmt.

»Kommen Sie schnell«, sagte er, als er zu mir vorgedrungen war, »meine Herrschaft wünscht Sie zu sehen!«

Wenige Augenblicke später suchten wir uns im gelblich flackernden Licht einer Fackel den Weg zum weißen Haus, das jetzt in der Nacht in einen großen, fremdartigen Schatten verwandelt und kaum zu erkennen war. Die grün schimmernden Augen der tibetanischen Jagdhunde, die Aku auf seinem Gang begleitet hatten, verfolgten uns durch das Dunkel, verschwanden aber sofort, wenn man einen brennenden Fackelspan nach ihnen warf.

Wir traten durch mehrere massive Holztore ins Innere des Hauses. Felle von Leoparden, Tigern, Wölfen und Füchsen hingen von eisernen Stangen herab, und zahlreiche Säcke und Stoffballen lagen im Hintergrund über den großen hölzernen Stufen.

Aku und ich stiegen hinauf in den großen oberen Raum, der von drei dicken, hölzernen Säulen getragen wurde. Fast die ganze Südseite bestand aus hohen Gitterfenstern, die den Blick über einen geschützten und überdachten Hof freigaben. Die Wandseite unterhalb dieser Fenster war ausgefüllt von einer langen, niedrigen Couch, die mit schweren, in den wunderbarsten Farben durchwirkten Teppichen belegt war. Dieser Couch gegenüber stand ein lang gestreckter roter Tisch und darauf eine kleine Lampe, deren brennender Docht aus einem Krug Pflanzenöl gespeist wurde. Hier war gewöhnlich Pangda Dopgyays Platz, hier fällte er seine Schiedssprüche, spielte mit den Kindern oder schlürfte starken Tee.

Da jetzt dieser Raum leer war, gingen wir weiter und kamen über eine Art Diele in das Zimmer von Pangda Rapga, Dopgyays Bruder. Hier trafen wir beide an, und sie befanden sich in besserer Stimmung. Obwohl ganz verschieden in der Art ihrer Temperamente und manchmal auch Meinungen, waren sie sich doch immer einig, wenn es um das Wohl ihres tibetanischen Volkes ging. Dopgyay, humorvoll, heiter, aufrichtig und schalkhaft, hatte eine fast erschreckende Fähigkeit, Menschen zu durchschauen und zu verstehen. Trotz seines feudalen Herrnsitzes und sagenhaften Reichtums stand er in engster Berührung mit allen Schichten des Volkes. Gleichzeitig war er ein begabter militärischer Führer, der sich dann am wohlsten fühlte, wenn er auf dem Rücken seines ungeheuren Maultiers mit einer Schar bewährter Krieger in die Berge reiten konnte.

Rapga war etwas schwerfällig und wunderlich, ein Philosoph mit scharfsinnigem Urteilsvermögen. Ich spürte, dass er bei kritischen Entscheidungen an seinen Prinzipien festhalten würde, während Dopgyay sich leichter den Umständen anpasste. Rapga lebte auch mehr zurückgezogen und gab sich in erster Linie seinen Studien hin. Während der letzten fünfzehn Jahre hatte er sich ein ausgezeichnetes Verständnis des klassischen Englisch angeeignet, und in seinem Kenntnis der buddhistischen Lehre und der tibetanischen klassischen Sprache übertraf er die örtlichen Lamas bei Weitem. Obwohl er hier vom Westen fast gänzlich isoliert war, wollte er sich ein ausführliches Werk über Marx' dialektischen Materialismus⁷ besorgen, um es gründlich studieren zu können. Verschie-

7 *Dialektischer Materialismus*: Von Karl Marx (1818–1883) und Friedrich Engels (1820–1895) begründete Lehre, welche die Welt auf materieller Grundlage zu erklären versucht; oft als philosophische Grundlage des Marxismus betrachtet.

dene andere politische Systeme hatte er bereits kennengelernt und war zu einem eigenen Urteil gekommen. Auch war er, obwohl er sich hoch auf dem fast unzugänglichen »Dach der Welt« befand, erstaunlich gut im Bilde über internationale Angelegenheiten, die die Menschheit beschäftigen.

Als die beiden Männer noch keine dreißig Jahre alt waren, hatten sie eine etwas vorzeitige Rebellion gegen die Tyrannei der Lhasa-Regierung angezettelt, die ihnen viele Jahre der Verbannung eingebracht hatte. Aber selbst unter den widrigsten Umständen hatten sie ihr Äußerstes getan, um von der korrupten Kuomintang-Regierung eine faire Behandlung und ein gewisses Maß an Unabhängigkeit für die bedrückten Tibetaner zu erwirken. Nun hatten sie schon die Vierzig überschritten, und ihre Hoffnung war, dass die rückständigen und kurzsichtigen Lehensherren in der verbotenen Hauptstadt sich mit ihnen im Widerstand gegen die größte Bedrohung, die sie je erlebt hatten, gegen die kommunistisch inspirierten Armeen Neu-Chinas, zusammenschließen würden. Es war freilich eine Hoffnung wider alle Vernunft, auch wenn sie die anerkannten und gefeierten Führer von fast zwei Dritteln des gesamten Volkes waren und auf Unterstützung ihres dritten Bruders, der eine hohe Stellung in Lhasa innehatte, rechnen durften.

Doch heute Abend schien die Schwere der Zeitumstände vergessen zu sein. Das neue Jahr war im Anbruch, und ein Bote, der, wie aus der allgemeinen Stimmung zu erkennen war, nichts Schlechtes gebracht zu haben schien, war eben über den Großen Fluss von Qamdo gekommen.

»Gieß Abu Guzang etwas gebutterten Tee ein!«, befahl Rapga, indem er meinen tibetanischen Namen gebrauchte.